

## Gießen und Marburg.

Zwei geschichtliche Stadtprofile auf dem Hintergrund der Landschaft.

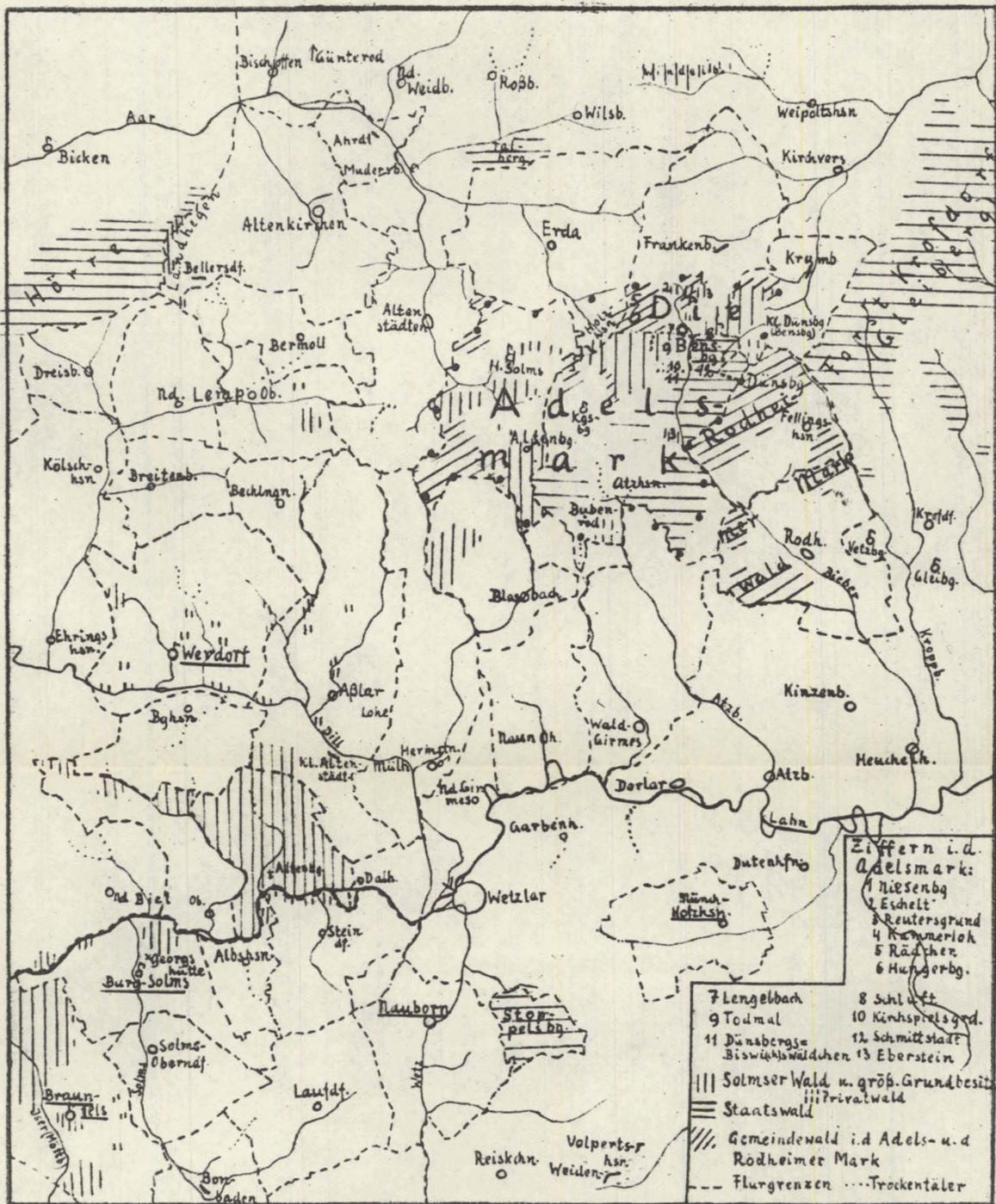
Von K. Glöckner.

Der Gießener reist dreimal nach Frankfurt, bevor er einmal nach Marburg oder darüber hinaus kommt. In den Personenzügen — Schnellzüge zählen hier nicht mit —, die aus der Wetterau nach Gießen fahren, verlieren sich die Reisenden von Station zu Station, zuletzt fast ganz in Gießen, und nördlich Lollar ist unter ihnen kaum noch einer, der schon in Butzbach im Zuge saß. Dem Gießener fällt das gar nicht auf, weil er selbst aus- oder einsteigt. Wie die Reisenden wechseln auch die Züge: nach dem letzten Sommerfahrplan verblieben, aus dem Norden oder Süden kommend, je zehn Züge in Gießen, ebensoviele begannen nach beiden Richtungen ihre Fahrt. Neben diesen 40 Zügen, für die Gießen Anfangs- oder Endstation ist, setzen nur je drei nach beiden Richtungen ihre Reise über Gießen hinaus fort.

Diese zunächst überraschende Tatsache zeigt die Doppelstellung des Gießener Raumes: er liegt auf der Durchgangslinie, ist aber zugleich auch Haltestation und Umsatzstelle. Aschaffenburg, die bayerische Grenzstadt gegen Hessen an der großen Straße vom Rhein zur Donau, mag als naheliegendes ähnliches Beispiel dienen.

Die Nordgrenze der Gießener Landschaft ist geographisch markiert durch den breiten Höhenrücken nördlich der Lumda, auf dem einsame Wälder noch ganze Gemarkungen umschlungen halten; er läßt beim Bahnhof Friedelhausen nur einen 100 Meter breiten Durchgang für die Lahn und setzt sich drüben bei Odenhausen über den Altenberg und die Hügel des Krofdorfer Forstes fort bis zum Dünsberg. Heute ziehen quer zur Lahn über diese Höhen, die wir den „Staufenberger Riegel“ nennen wollen, nur hessische Binnengrenzen, und zwar auf dem östlichen Balken bis zur Lahn zwischen den Regierungsbezirken Kassel und Darmstadt, auf dem westlichen zwischen Kassel und Wiesbaden; ihr gemeinsamer Berührungspunkt, der „Dreiherrenstein“, wie die alte Zeit gesagt hätte, liegt dicht an der Lahn nördlich bei Odenhausen, das (wie der benachbarte Altenberg) früher auch befestigt war.

In der Vergangenheit hatten die Scheidelinien eine weit höhere Bedeutung. Beachtenswert sind zunächst die Ergebnisse der Prähistorie, nach denen unser Gebiet zwischen dem Staufenberger Riegel und dem Nordrand der Wetterau schon in urgeschichtlicher Zeit Grenzzone



Skizze zur Entstehung des Territoriums

1. Die Adelsmark Bensburg; Umfang rekonstruiert aus a) den Solms, den Staats- und Gemeindefeldern in den Fluren H. Solms u. Königsberg, b) der heute zerstreuten fürstlichen Feldmark H. Solms (nicht eingetragen), c) der Ackerflur v. H. Solms u. Königsberg (beides gräfliche Gründungen), d) dem an Frankenbach gefallenem Teil v. Bensburg.
  2. Braunfels u. d. Fuldaer Lehen; mit Großgrundbesitz im Waldland.
  3. Burgsolms u. d. okkupierten Talauen; ähnlich auch b. Altenberg u. a. d. Dill.
  4. Vogteien: Erda (Grundbesitz entfremdet). Werdorf (Altsiedelland, Burggut in Gemengelage). Nauborn (sekundäres Reichsgut mit entfremdetem Vogthof).
  5. Reichslehen: Münchholzn. (dgl.) 6) Klostermark Altenberg (heute nicht mehr geschlossen). 7) Das Gericht Quembach.
- Unbezeichnet sind kirchl. u. nicht gesicherte Rechtstitel (Altenkirchen, Blasbach, Dalheim-Mühlheim-Waldgirmes).

war. Der südlichste sicher nachweisbare Vorposten der Megalithgräber des Nordens steht auf dem Wetterberg über Muschenheim, das südlichste der westfälischen Steinkistengräber bei Lohra <sup>1)</sup>). Nach O. Kunkel <sup>2)</sup> „ist gerade Gießen der Treffpunkt“ der bescheideneren nordhessischen und der reicheren südhessischen Bronzekultur der Hügelgräberleute. Die Denkmäler der Urnenfelder „erfüllen das Wetteraugebiet, gelangten auch über die Gießener Senke bis in die Gegend von Marburg“ <sup>3)</sup>), während „das nördliche Hessen abseits der damaligen großen europäischen Geschehnisse liegt“ <sup>4)</sup>). „Über die Gießener Senke hinaus auf kurhessisches Gebiet sind nur mäßige Ausläufer unserer Mittelhallstadtkulturen, sonderlich der älteren Stufe, vorgedrungen. Die Koberstädter treten schon in der nördlichen Wetterau nicht mehr in reiner Ausprägung auf“ <sup>5)</sup>). Im späten Hallstatt dringen die (keltischen) Mehrener vom Hunsrück her durch die Lahnsenke aufwärts, und daher „nimmt es nicht wunder, daß hauptsächlich der Kreis Gießen und seine nächste Nachbarschaft von der rein Mehrener Kultur erfüllt“, in Kurhessen aber, an der damaligen Germanengrenze die Funde „verhältnismäßig selten“ sind <sup>6)</sup>); die „nördlichste sichere Fundstelle gallischer Herrensiedlung ist der Trieb bei Gießen“ <sup>7)</sup>). Gegenüber der germanischen Fluchtburg am Dünsberg läuft später auf der Wasserscheide zwischen Lahn und Wetter der Grenzwall des Römischen Reiches. Nach der Verdrängung der Römer (um 260) sitzen die Alemannen in der Wetterau — wir wissen nicht, wie weit sie nach Norden gereicht haben. Schließlich faßt der fränkische Staat (um 500) Nord und Süd zur Einheit zusammen; immerhin bleibt aber auch jetzt noch das nördlichste Stück des Limes zwischen Butzbach und Grüningen die Grenze zwischen Wetterau und Oberlahngau, dem das Land an der mittleren Lahn und Ohm ungefähr bis an die alte Chattengrenze zugehört. Die von den Franken gerne gebrauchten Ortsnamen auf -heim, zahlreich noch in der mittleren Wetterau und im Limburger Becken, sind zwischen dem Limes und dem Staufenberg Riegel noch 12mal, weiter nördlich aber selten und nur um das alte Königsgut bei Amöneburg noch mit 6 Beispielen vertreten <sup>8)</sup>). Der Sperriegel wirkt sehr deutlich auf den Besitz des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit: diesseits bis nach Wiesek reich begütet, tritt Lorsch jenseits, zumal östlich der Lahn vor dem

<sup>1)</sup> Müller-Karpe, Urgeschichte Hessens (1949), S. 23.

<sup>2)</sup> O. Kunkel, Oberhessens vorgesch. Altertümer (1926), S. 76.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 107.

<sup>4)</sup> Müller-Karpe, S. 26.

<sup>5)</sup> Kunkel S. 138; die frühhallstädtische Einwanderung aus dem Süden nach Niederhessen betont Müller-Karpe S. 26.

<sup>6)</sup> Kunkel S. 164 f. Müller-Karpe S. 25 und 28 ähnlich. Nördlichste Ausstrahlungen. Gräber in Belln-, Hassenhausen u. a. Siedlung am Weißen Stein bei Wehrda, H. Diefenbach, Kreis Marburg (1943), 4.

<sup>7)</sup> Kunkel S. 190.

<sup>8)</sup> Ein treffendes Beispiel bietet das Städtchen Rosenthal nördl. Marburg in den „Luftbildern aus Deutschland“ der Blauen Bücher. Ebenso Meyer-Barkhausen, Marburg, Bild Nr. 56—59.

Königsgut und dem Kloster Fulda ganz zurück. Innerhalb des Oberlahngaus und der aus ihm sich entwickelnden Territorien trennt der Riegel die Zentgerichte Ebsdorf und Oberweimar-Reizberg im Norden von Londorf und Kirchberg im Süden. Diesseits sind auch im 12. Jahrhundert noch Reichsgüter und -rechte vorhanden; sie wurden von den Staufern in der Wetterau und um Wetzlar gemehrt, sie haben im Streit um die Reichsunmittelbarkeit des Busecker Tals bis in die Neuzeit nachgewirkt, und die Reichsstadt Wetzlar, die nördlichste der Wetterauer, ja der süddeutschen Reichsstädte überhaupt, hat ihre Unabhängigkeit, wenn auch mit Mühe, bis 1806 behauptet. Jenseits der Sperre aber verschwindet im 12. Jahrhundert alles Reichsgut. Die politische Buntscheckigkeit der Wetterau kennt jeder; ihre Begleiterscheinung ist die zahlreiche Ritterschaft, die auch im Gießener Becken in vielen Dörfern beheimatet ist, z. B. die von Göns, Kleen, Hörnsheim, Hochelheim, Linden, Leihgestern, Selters, Garbenheim, Kinzenbach, Heuchelheim, Rodheim, Wißmar, Wieseck, Hartenrod, Saasen, Queckborn, Hain, Wirberg, Trohe, Buseck, Treis, Nordeck, von denen bei den letztgenannten Familien sich Ansätze zur Reichsunmittelbarkeit zeigten. Jenseits fehlt die politische Zersplitterung und der bodenständige Adel ist nicht zahlreich. Denn der hier alle an Macht weit überragende Landgraf hat sowohl die Keime der Mainzer Landesherrschaft im Ebsdorfer Grund erstickt, wie die Ritterschaft, wenn er sie überhaupt aufkommen ließ, von sich abhängig gemacht. Nachdem er im Wettergebiet schon 1188 Grünberg, kaum viel später Nordeck im Lumdatal an sich gebracht, erwirbt er Stück um Stück (nach 1200) der auseinanderbrechenden Grafschaft Gleiberg: vor allem 1265 Gießen mit einem Anteil an Kirchberg, dem „Gemeinen Land an der Lahn“ (Wißmar-Kinzenbach mit dem Biebertal) und in zähem, langsamen Vordringen die Landeshoheit über den adligen Besitz im Lumda- und Buseckertal. Doch behauptete sich das Haus Merenberg-Nassau in seinem Erbteil zwischen Salzböde und Krofdorf-Gleiberg, obgleich es schließlich ganz von Hessen umschlossen war, seitdem Hessen dem uneinigen Hause Solms das Amt Königsberg und einen Anteil an Hohensolms abgerungen (1358) und auch den Alleinbesitz des Gerichts Kirchberg sowie des Biebertals erworben hatte.

Das Ergebnis dieser hessischen Expansion war, daß sie den östlichen Balken des Riegels überflutete, am westlichen aber vor dem stärkeren nassauischen Besitz sich brach und nur an der schwachen Hohensolmscher Stelle ein Dambruch geschah, der den hessischen Weg vom „Hinterland“ am Dünsberg vorbei nach dem Biebertal und Gießen öffnete.

Schon in frühfränkischer Zeit schob sich in den Raum zwischen den westlichen Balken und den Limes längs der Lahntalstraßen das Erzbistum Trier wie ein Keil in die Mainzer Diözese; seine östlichsten Pfarreien sind Wieseck und der Schiffenberg. Hier stoßen auch drei Mainzer Archidiakonate zusammen: von Norden mit Buseck St.

Stefan, von Osten mit Grünberg St. Johann, von Süden mit Lich Mariengreden. So bezeichnend diese Grenze für den Übergangscharakter unsrer Gegend sind, so sind sie doch schon im Mittelalter nur für die kirchliche Verwaltung von Bedeutung gewesen.

Um so tiefere Furchen sind auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete aufgerissen. Im Norden auf kurhessischem Gebiete gilt das Einerbenrecht am bäuerlichen Hofe, im Süden aber in den nassauischen und Darmstädter Landen, auch im ritterschaftlichen Busecker Tal und Londorfer Grund, die Erbteilung. Das Gießener Becken schließt sich also an den Süden an. In Kurhessen trat der nicht erbberichtigte Sohn als Söldner ins Heer ein wie in Preußen, im Süden suchte er sich eine Frau, deren Äcker die seinigen ergänzten. Hier wuchs die Bevölkerung rascher, die Hofreiten wurden durch die Teilungen immer enger. Das wertvolle Artland für Bauzwecke zu schmälern wagte man nicht; so füllte man die Straßenfront der Dörfer mehr und mehr auf und erhielt schließlich ein geschlossenes, fast städtisches Straßensbild, insbesondere dort, wo in wohlhabenden, waldreichen Gemeinden, z. B. des Hüttenbergs, das erhöhte Hoftor auch die Einfahrt dem zweigeschossigen Hause angleicht. Natürlich hat auch im Kurhessischen die Innenkolonisation den landwirtschaftlich genutzten Boden und die Zahl der Höfe vermehrt. Aber die Grundfläche der Einzelhöfe blieb hier größer, das ganze Dorf lockerer und geräumiger, die landwirtschaftliche Bevölkerung weniger zahlreich als im Süden. Da die Stadt weit entfernt und die Industrie auf dem Lande schwach vertreten ist, kam auch die Arbeitersiedlung nicht auf, und das Dorf bewahrte bis in die neueste Zeit hinein seinen ländlichen Charakter treuer als im Süden. Die auf den einzelnen Hof entfallende Ackerfläche ist im Norden größer, daher waren in nationalsozialistischer Zeit die Erbhöfe dort wesentlich zahlreicher als im Süden bei uns, wo es manche Dörfer zu keinem einzigen brachten.

Die Erbteilung, welche die Industrialisierung im Süden begünstigt und dem Arbeiter eine sichere Bodenständigkeit ermöglicht, wird heute vom Bauer als schwerer Nachteil betrachtet. Früher, bei geringerer Dichte der landwirtschaftlichen Bevölkerung, lautete sein Urteil anders: damals bedeutete die freie Teilbarkeit ein in weiten Gegenden Deutschlands seltenes Vorrecht des Bauern, nämlich die freie Verfügbarkeit über den Boden, die im hohen Mittelalter nur dem freien Adel zustand. Es zeugt doch wohl für das Alter dieses Rechtes, daß es räumlich weithin sich deckt mit dem Recht der Gemeinden auf den Wald, also der Verbreitung der Gemeindewälder. Diese beherrschen das Rhein-Maingebiet, die Wetterau und das Gießener Becken, sind auch im Ebsdorfer und Breitenbacher Grund, im Ziegenhainischen, auch im niederhessischen Altsiedelland noch gut vertreten; im Hessischen Rodeland aber, und zwar schon um Marburg, hat der Staat, also der frühere jagdlustige Landesherr, wenig für die Gemeinden übrig gelassen.

Selbst die Stadt Marburg ist trotz der Fülle des fürstlichen Waldes in ihrer Mark schlecht ausgestattet und kann sich mit Wißmar, Krofdorf, Wieseck oder Gießen nicht vergleichen. Auch als Waldeigentümer stand der Bauer im Gießener Becken und in der Wetterau dem Adel gleich; „uhs Wahld“ ist den Gemeinden ein Erzieher zu Gemeinsinn, Verantwortung und zu freiem bauerlichem Selbstbewußtsein gewesen, wenigstens bis in die jüngste Zeit hinein.

Denn der Besitz formt den Menschen. Daher fühlt sich der kurhessische Hoferbe durchaus als Bauer, oft als Großbauer, sieht auf die Kleinen daheim und drüben im Darmstädtischen mit leichter Geringschätzung herab, ist unternehmungslustig in der Förderung seiner Wirtschaft, in der er schon früh die Maschine und moderne Arbeitsmethoden verwandte. Der Süden, auf die Enge beschränkt, arbeitet mit bescheidenen Mitteln, rechnet daher, wenn nicht realistischer, so doch genauer, hat oft neben dem bauerlichen noch einen anderen Beruf, der ihn stadtnahe, wendig und zum Bargeldbesitzer macht, ihm aber mit dem zweiten Beruf auch ein schweres Arbeitsjoch auferlegt. Die Industrie, die auf dem Lande selbst oder im nächsten Städtchen (Grünberg, Lich, Lollar, Mainzlar, Londorf) sich niedergelassen hat, erleichtert die Doppelbeschäftigung, ermöglicht es dem Arbeiter auf dem Dorfe wohnen zu bleiben; schon vor 1944 waren rein ländliche Gemeinden südlich des Riegels die Ausnahme. Den Heimatvertriebenen ward es im Süden leichter Arbeit zu finden als im Norden, der als Notstandsgebiet gilt.

Das bauerliche Selbstbewußtsein des Nordens und sein Wille zur Selbstbehauptung äußert sich auch in der Standeskleidung. Von der noch lebendigen Tracht der Schwalm bis zur städtisch gekleideten Wetterau ergibt sich eine interessante Abstufung: im Vergleich zu ihrer Schwälmer Nachbarin praktischer, modischer, individueller, ist die Marburger Tracht bis an den Staufenberger Riegel vorgedrungen, dort allerdings zum Stillstand gekommen. Im Gießener Raum hat der stadtferne Londorfer Grund erst um 1900 seine Tracht abgelegt; heute aber hat überall hier die räumliche und seelische Stadtnähe sowie das von Süden her kommende Kulturgefälle die Trachten fortgespült wie in der Wetterau. Immerhin holt die Hüttenbergerin aus ihrer Truhe noch immer bei besonderen Anlässen ihre reiche alte Gewandung hervor, und bei älteren Frauen ist der dunkle, an der Hüfte gefältelte Rock und eine ländliche Haarfrisur üblich geblieben, wenn sie auch kaum noch als eigentliche Tracht empfunden werden.

Konservativer als die Tracht, aber in gleicher Weise von Nord nach Süd abgestuft ist die ländliche Bauweise. So ist das Gebiet nördlich des Riegels im allgemeinen reicher als der Süden; das facherkarme Industriedorf Lollar ergibt gegenüber prächtigen Höfen in Sichertshausen eine besonders auffallende Grenze.

Im Gießener Becken tragen nur einzelne Gemeinden ihre große Waldmark im stolzen Balkenschmuck zur Schau, so Wißmar, Dutenhofen und der ehemalige Stadtkern von Gießen. In der Hüttenberger

Welt lebt das Fachwerk in hervorragenden Bauten noch einmal auf, tritt aber in der Wetterau stark zurück. Auch hier freilich hat Wohlhabenheit (Friedberg) und besonders der Waldreichtum (Butzbach, Lich u. a.) noch treffliche Häuser in städtischem Fachwerk schaffen helfen. Die städtische Form unterscheidet sich von der ländlichen durch ihre Schmuckfreude; sie belebt vor allem unter dem Brustriegel der Fenster die abgeteilten kleinen Felder durch eine geschnitzte Holztafel, durch eine auf die Spitze gestellte Raute, in die bisweilen noch ein Andreaskreuz geschlungen ist, oder — und das mit Vorliebe — durch ein einfaches Andreaskreuz (x), dessen obere und untere Balken oft zu einem Halbkreis geschwungen sind. Diese Kunstformen, zuerst wohl in der Stadt entwickelt, herrschen im stadtnahen Süden auch auf dem Lande, also neben Gießen auch im Hüttenberg und noch in Wißmar. Nördlich der Sperre fehlen die geschwungenen x-Balken durchaus, das gerade Andreaskreuz wird selten, die Felder unter dem Brustriegel bleiben leer oder haben nur eine schräge Strebe. Das Fachwerk ist reich, aber nüchterner, mehr nach der Standfestigkeit, als nach der malerischen Wirkung konstruiert. Es herrscht die senkrechte und waagrechte Linie und das rechteckige Feld <sup>9)</sup> viel stärker als im Süden, wo nur der Scheunenbau oder das Giebeldreieck alter Häuser die schlichte Urform bewahrt. Abwechslung in dies strenge System bringen Schnitzerei und Farbe, besonders aber die hohen Streben, die — als einzige Abweichung von der geraden Linie — auch den von Natur krummen Stamm verwenden; zwei am Hauptbalken symmetrisch sich gegenüberstehende Streben vereinigen sich mit den Knaggen zur Gruppe des Wilden Mannes. Die leeren Felder locken Kratzputz und Farbe als Schmuck herbei, für die das südliche Fachwerk wenig Raum läßt; südlichstes Beispiel mögen die blauen Felder eines Hauses in Odenhausen, vereinzelter Kratzputz im Busecker Tal oder an der Lumda sein, wo er sich aber stets beschränkt auf die leeren Felder von Wirtschaftsgebäuden.

Man ist versucht zu fragen, ob diesen äußeren Verschiedenheiten auch seelische entsprechen. Die vielgleisigen Bahnhöfe, die rauchenden Schlote, die Schuttberge, Schmelzöfen und die dicken hochgekrümmten Rohre der Holzindustrie Lollars fehlen auf der Nordseite des Riegels; ist also dort auch die seelische Haltung des Menschen anders, etwa bäuerlicher? Die Antwort darauf wird nicht einmütig sein; e i n e s aber ist sicher: Der Norden, schon der Kreis Marburg, fühlt sich als Gemeinschaft eignen Wesens, jeder Einheimische betrachtet sich als Hessen. In der Fremde nach seiner Herkunft gefragt, wird der Wetterauer kaum je, der Mann aus dem Gießener Becken nur selten sich als Hessen bezeichnen, weil ihm, der auch darin sich

<sup>9)</sup> Alter als die Niederrh. Straße durchs obere Lahntal war die Höhenlinie (Köln-)Siegen-Marburg, die hier am Dominikanerkloster (Universität) sich steil hinab zur Lahnfurt wandte. Den Stadtgrundriß hat sie nicht bestimmt, Belege für sie sind nicht zahlreich, doch glaubt man sie z. B. auf Etzlaubs Straßenkarte von 1501 zu erkennen. Vgl. H. Krüger, Das Rhein-Maingebiet auf Etzlaubs Karten, in: Mainzer Zs. 1951/2, S. 67.

zum Rhein-Maingebiet stellt, das Stammesbewußtsein fehlt. Dagegen besitzt es der Kreis Marburg, obwohl er größtenteils nicht zum Chaten-Hessengau, sondern zum Oberlahngau mit fränkisch-hessischer Mischbevölkerung gehört. Dies erworbene, doch durchaus echte hessische Stammesbewußtsein, das sich auch sonst, z. B. an der Diemel und im Fuldaer Land findet und einer besonderen Betrachtung wert wäre, hängt gewiß mit der räumlichen Erweiterung des Begriffes „Hessen“ zusammen, die an der Lahn wohl schon im 12. Jahrhundert einsetzt. Beides war Wegbereiter der Expansionspolitik der hessischen Fürsten als Inhaber des obersten Landgerichts für ganz Hesen.

Jahrhundertlanges gemeinsames Erleben auf dem gemeinsamen Heimatboden band Dynastie und Volk Kurhessens zusammen. Das dynastische Gefühl wuchs in der napoleonischen Zeit, wo Fürst und Volk unbeugsam den Kampf um ihr Recht gegen den Fremden führten. Viel schwächer war es im Süden. Der Kurhesse war bereit, dem Landesvater vieles, auch seine patriarchalisch-landesväterliche Regierungsweise nachzusehen, wenn sie nur seinem stark entwickelten Rechtssinn entsprach. Anders empfand der Süden, wo seit 1315 drei Viertel der Bewohner Neuhessens ohne innere Beziehung zum Fürstenhause waren und lediglich an den Staat als solchen sich banden. Zudem öffnete die Rheinbundpolitik Darmstadts auch den französischen politischen Ideen den Weg, und nach 1815 strömten über das ehemals französische Rheinhessen und Mainz, nach Treitschke „die radikalste Stadt Deutschlands“, liberale und demokratische Ideen ins Land, die in der Universitätsstadt der Südhessen einen viel lautereren Widerhall fanden als in Marburg und im politischen Leben Gießens bis heute nachwirken. — Auch das Fürstenhaus, der südliche Zweig des Hauses Brabant, hat sich vom nördlichen differenziert und dem süddeutschen Milieu angeglichen. Er war in einem reicheren Land ärmer geblieben, und seine Bauten und Kunstsammlungen konnten sich mit denen von Kassel nicht vergleichen. Aber wie die Straßen vom Großherzogtum nach allen Richtungen hinaus in die Welt führen, so traten die Fürsten in Kontakt mit der großen Welt, zumal im 19. Jahrhundert mit England und Rußland, mit Demokratie, Bürgertum und Kunst, während die Kasseler Kurfürsten eher im hessischen Raum aufgingen. Stammesgefühl und Liebe zu Heimat und Volksleben haben sowohl auf der Marburger wie auf der Gießener Seite auch das geistige Leben befruchtet. Sind die Früchte drüben reicher, so darf Gießen doch auch heute noch auf die weiter blühende Arbeit der Hess. Blätter für Volkskunde unter H. Hepdings Leitung und den Oberhess. Künstlerbund hinweisen.

Stammesgefühl und Bauerntum sind dem Deutschen aber auch, wie so manches andere, zur Politik geworden. Nach dem Beispiele August Vilmars hatte O. Böckel, der Frankfurter, dem es die herbe Hessenluft angetan hatte, nach kurzem Studium in Marburg von Gießen aus seit 1879 „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen“ gesammelt. Dann aber setzte er sein schönes Volkslied in ein garstig poli-

tisch Lied um, brachte die bäuerliche Seele, die er politisch wecken wollte durch die antisemitische Hefe zum Gären und eroberte 1878 den Reichstagswahlkreis Marburg. Von da sprang die Bewegung auf die ländlichen Bezirke des Lumdatales und Hüttenbergs über. Im Wahlkreis Gießen war der Erfolg allerdings nur zufällig und gegen eine starke Opposition errungen, daher auch nur einmalig (1890).

Die beiden Schwesterstädte, nahe benachbart und verwandt, leben doch unter recht verschiedenen geographischen Voraussetzungen. Wer von den Hügeln am Saum des Gießener Beckens sich umschaute, erlebt die Weite des Landes: von Wetzlar bis Lollar ein offnes, breites Tal, hinter dessen flachen Randhöhen der Blick die Lahnsenke und die Wetterau ahnt, während in der Ferne Taunus und Westerwald auftauchen. Etwas höher, etwa vom Gleiberg aus (300 m), reicht der Blick von der Sackpfeife zum Feldberg, vom Taufstein bis in die Nähe des Rheins: weiträumiges Land! Darum blickt aber auch kein Berg von unsrem entfernten schwach profilierten Horizont in unsre Straßen, wir begnügen uns mit der Aussicht in Nachbars Garten, in die „Baulücke“, die uns gottlob noch blieb, und beneiden den Marburger Freund um seinen Schloßblick. Denn dort drüben schaut ja in so viele Straßen und Gassen vom Himmel hoch ein Berg hinein. Der Horizont ist nahegerückt, und den Besucher aus dem Weiträumigen entzückt überall das Glück im Winkel. Nur die Bahn und der Verkehr fühlt sich beengt und entkommt nur mit Winkelzügen durch die Enge von Kölbe ins breite Becken von Amöneburg. Dahin hatte sie denn auch der ursprüngliche Plan nach der Durchfahrt durch den Staufenberg Riegel auf dem kürzesten Wege über den Ebsdorfer Grund führen wollen, wobei dann Marburg an ein Nebengeleise geraten wäre. In der Tat laufen drei historische Hauptdurchgangsstraßen an Marburg vorbei, die „Straße durch die langen Hessen“ im Südosten, die Weinstraße im Westen und die Niederrheinische Straße im Norden, die Stadt selbst liegt zwischen den Bergen eingebettet im engen Tal, in das der moderne Verkehr künstlich hineingezogen wurde.

Und dennoch war das alte Marburg gegenüber Gießen im Vorteil. Beide Städte nahmen zwar ihren Ausgang von einer Burg, aber Marburg war mindestens ein halb Jahrhundert früher auf dem Plan, es war und blieb Residenz mit einem stattlichen Fürstenschloß, neben dem der Gießener Fachwerkbau sich ausnimmt wie das geschmackvolle Wohnhaus eines wohlhabenden Gutsherrn. Der Marburger Stadtgrundriß zeugt für die planvolle Anlage des fürstlichen Gründers neben einer älteren Siedlung, der Gießner in seiner Planlosigkeit für die Entstehung aus wilder Wurzel. Marburg war der Mittelpunkt der landgräflichen Macht in Südhessen. Gießen war zunächst nur Stützburg eines fernen Teilerben der zerfallenden Grafschaft Gleiberg, dann (1265) Beute des Marburger Landesherrn, sein vorgeschobenes Bollwerk gegen Süden; schließlich (1530) ward es ob seiner Verkehrslage gar Festung, und dieses Schicksal, Glück und Unglück

zugleich, ist ihm, wenn auch in wechselnder Form, bis heute beschieden geblieben. Marburg, Herrin halb Hessens, Stadt der Fürsten, war zugleich Stadt einer Heiligen, des Wunders ihrer Kirche, der Wallfahrer, des Deutschen Ordens, der Klöster. Gießen war zu eng selbst für das kleinste Kloster; sein Wahrzeichen war der Kirchturm, der sich kaum von den Stockwerktürmen der Nachbardörfer unterscheidet. Marburg lebte vom Hofe, der Regierung, der Kirche, dem Handel und Gewerbe; sein Markt war zwar mehr für den lokalen als den durchgehenden Handel geschaffen; aber immerhin, es war eine Stadt; Feldmark, erst recht Allmend und Wald waren klein, der Ackerbau spielte nur eine geringe Rolle. Gießens Markt war noch enger als der Marburger, aber es verfügte aus der Gleiberg-Tübinger Zeit über einen reichen Feld-, Wiesen-, Allmend- und Waldbesitz; es saugte dazu drei Nachbargemeinden auf, machte die Lahn- und Wieseckniederung urbar und schuf so die heutige Stadtgemarkung, die an der Einwohnerzahl gemessen, zu den größten in Hessen gehört. Es war bis ins 20. Jahrhundert eine Ackerbürgerstadt, und die Marburger Professoren hatten ebenso Recht mit ihrer Klage über das billigere Leben bei der Konkurrenz, wie die Gießener Musenöhne mit ihrem Spott, es seien keine Bürger mehr daheim, wenn die Bauern des Studentendorfes auf ihre Äcker gingen. Sogar die HH. Professoren betrieben Kuh- und Schweinehaltung in der Allmend als Teil ihrer Besoldungsrechte.

Indem aber die Bürger-Bauern das Unland ihrer Niederung zum wegsamen Artland umschufen, leiteten sie den Verkehr von den benachbarten Höhenwegen allmählich herab in die zuerst gemiedene Talsohle und schufen so selber das moderne Verkehrskreuz Gießen, und dieses zieht seit dem Ende des 18. Jahrhundert die Chausseen, im 19. die Eisenbahnen und den Lahnkanal, im 20. die Autobahn in das Kräftfeld der Stadt herein. Der Verkehr war es, der die neue Epoche Gießens heraufgeführt hat. Er schenkte der Stadt eine umgängliche Weltoffenheit und lehrte sie ein munteres Arbeitstempo, das in der zunftseligen alten Zeit entbehrlich war.

Die erste, die Main-Weser-Bahn, erreichte Gießen und Marburg ungefähr gleichzeitig um 1851. Bis dahin hatten beide Städte sich gewerblich (mit ihrer Tabakindustrie, der Töpferei, den lokalen Manufakturen) annähernd die Wage gehalten. Seitdem aber Gießen durch den Kanal und vor allem die beiden rheinischen Bahnlinien Anschluß an das deutsche Wirtschaftszentrum fand (1862) und das große Manganwerk (um 1850) den Auftrieb verstärkte, gewinnt es je länger, desto mehr den wirtschaftlichen Vorsprung. Die Entwicklung Gießens ist auch durch die Zerstörung der Stadt nicht aufgehalten worden. Im Gegenteil, die Fehler des alten Stadtgrundrisses, der Engpaß der Mäusburg, der bedrückende Marktplatz, die ausweglosen Schluchten der Seitengäßchen, die fehlende West-Ostdurchfahrt, die Verkehrsfallen, die schmalbrüstigen, aber lang in die Tiefe sich streckenden Geschäftsgrundstücke sind heute, wenn auch unter Mühen und Sorgen

berichtigt. Die großen Aufgaben des Wiederaufbaues, die Erschließung neuen Industriegeländes, die Arbeitsbeschaffung für die Vertriebenen, die Motorisierung des Verkehrs treten als neuer, mächtiger Impuls zu dem alten aus der günstigen Verkehrslage, welche die Stadt auch für die Besatzungsmacht besonders wichtig machte.

Alt-Marburg ist die Katastrophe erspart geblieben, die Gießen bis in die Grundfesten erschütterte. Den Weg der Industrialisierung zu beschreiten wird ihm erschwert nicht so sehr durch die Enge des Geländes, als durch die Gewissenspflichten gegenüber seinem Kulturerbe und seiner Persönlichkeit als Stadt, zum Teil doch auch durch das zur Statik neigende Milieu von Land und Menschen. Marburg hört es immer wieder gern, daß es nicht nur wie andre eine Universität hat, sondern eine ist, und mancher verbindet damit die Vorstellung, daß Kliniken, Institute, Behringwerke, Druck und Verlag, vielleicht auch noch Bierbrauerei, die einzigen mit dem akademischen und historischen Charakter des Ortes verträglichen Gewerbe sind. Freilich, alles Geistige leidet heute Not, die vielen Zugezogenen und Vertriebenen suchen Arbeit. Darum wollen moderne Marburger auch Handel und Industrie. Die Gießener aber wollen das allesamt, schon längst, sogar wir Unmodernen. Mehr noch als früher geht die Stadt in der Arbeit auf, sie ist rastlos, sachlich, allzu nagelneu, unromantisch. Insoweit hat der Krieg den Abstand der beiden Schwesterstädte gewaltig vergrößert. Gerade darum werden wir auch weiterhin unseren Freunden sagen: Das Schönste an Gießen ist doch Marburg! Nährt der Gießener, der in seiner urbanen Selbstironie über sich und seinesgleichen als die „Schlammbeißer“ lacht, mit diesem Lobe nicht das Marburger Selbstgefühl, das solch despektierliche Eigenkritik kaum kennt und der Stärkung von außen so wenig bedarf wie das mancher früheren Residenzstädte? Gute Nachbarschaft wird das bestreiten, hat sie doch auch schon von drüben, und nicht einmal selten, als Gegenkompliment gehört: Wohl, wir haben die schönere Romantik, ihr aber die tüchtigere Wirklichkeit<sup>10)</sup>!

Trotz Verkehr und Gewerbe bleiben die Gießener ihrer Landschaft verbunden wie die Marburger. Beide Städte kaufen ihre Kartoffeln unmittelbar beim Bauern, auf ihren Wochenmärkten ist das Dorf stark vertreten, und beide haben viele Verwandte auf dem Lande. In beiden macht das Landvolk gerne seine Einkäufe, hier deckt es sein Unterhaltungs- und Bildungsbedürfnis. Während jedoch das Ländliche von der Stadt Gießen aufgesogen, verstädtert wird, ist Marburg durch die kraftvollere Eigenart seiner Umgebung eher verländlicht. Das Auf und Ab der Landschaft setzt sich bis in die Stadt, stellenweise sogar bis ins Straßenpflaster fort, die Tracht wohnt und lebt in der Stadt, Herstellung und Verkauf von ländlicher Kleidung und Einrichtung hat auch einige wirtschaftliche Bedeutung. Kaum ir-

---

<sup>10)</sup> Eine prachtvolle Gabe aus Gießen an Marburg ist das schönste neue Buch über „Marburg“ (im Deutschen Kunstverlag) von unserem Mitarbeiter W. Meyer-Barkhausen.

gendwo eine Spur von Ackerbürgertum oder dörflicher Lebensform, und doch weht der würzige Duft der hessischen Scholle durch die Stadt, der den Auswärtigen vielleicht mehr erfreut als den Einheimischen.

Die Bauern an der Lumda und um den Gleiberg nennen den steifen, kalten Wind aus dem Norden die „Hessenluft“. Das wird schon immer auch symbolisch gemeint und auf die Menschen und den kurhessisch-preußischen Staat und sein altväterlich-rauheres Regiment bezogen. Wer aus dem Norden kommt, und sei es auch nur aus Marburg, spürt schon in Gießen ein Röchlein süddeutscher Luft, eine Gesellschaft, die wenig konventionell, und Menschen, zu denen der Weg leicht zu finden ist. Dieser Geist lebt auch in der Universität und gewiß rührt es daher, daß gefeierte Gelehrte auswärts ihrer Gießener Jahre als der schönsten ihres Lehramtes gedacht haben. Freilich, — wo Humanität ist, „menschelt“ es auch leichter als dort, wo straffe Regel den Menschen und Geschäften einen genauen Weg weist. Umgekehrt, wir aus dem Süden erkälten uns gelegentlich drüben in der besagten Hessenluft, und glauben dann gar, die eigentliche Grenze zwischen Süd- und Norddeutschland liege am Staufenberger Riegel.

Auch wirtschaftlich ist Gießen schon seit langem weit enger mit den gewerbereichen Zentren des Südens als mit dem stadtfernen Norden verbunden. Hier kursierte der Wetterauer Pfennig, nicht der Marburger, und das nahe Wetzlar war eine Wetterauer Reichsstadt. Städte, die an Frankfurter Recht oder an Frankfurt als Oberhof sich halten, Dörfer, die ihren ausgewanderten Söhnen in der Reichsstadt zum Familiennamen werden, hören nördlich der Linie Grünberg-Staufenberg auf<sup>11)</sup>. Der hessische Staat, der anfangs (1265) Gießen nach dem Norden hinüberzog, hat nach seiner Teilung (endgültig 1648) Gießen als nördlichen Vorposten Darmstadts desto fester mit dem Süden verknüpft. So stieß an unserer Grenze die Politik Darmstadts — süddeutsch, reichs-, kaiser- und luthertreu, großdeutsch und nicht preußenfreundlich — wider die norddeutsch oppositionelle, reformierte und schwedenfreundliche, später sich an Preußen anlehrende Politik Kassels, die schließlich mit der Annexion von 1866 endete. Wichtiger wurde es für unsere Stadt, daß mit einem Teil der vom Kasseler reformierten Landgrafen in ihrem Bekenntnis zu Luther bedrängten Marburger Professoren in Gießen sich eine neue Universität des alten Lutherglaubens auftat (1607). Sie lockerte im 18. Jahrhundert die anfangs straff gespannte Orthodoxie und schwenkte entschiedener als die Marburger in die Aufklärung über. C. F. Bahrdt wäre als Theologe in Marburg unmöglich gewesen, und auch die Studenten — gewiß damals rauh überall — müssen in dem ländlichen Gießener Kreise ungebärdeter sich aufgeführt haben als drüben, auch wenn der „Professor Zotologiae“ F. Chr. Laukhard, der im

<sup>11)</sup> A. Bach, Kulturströmungen in Nassau, Karte 11 u. 12 (Nass. Annalen 1952).

Zotenreißen und Renommieren mehr leistete als andere, die bösen Streiche der Gießener zu bunt gemalt hat.

Die frankreichfreundliche Politik Darmstadts entsprach durchaus dem Geiste der Gießener Aufklärung; die Universität dankte dem General Bernadotte für seinen Schutz durch Verleihung des Ehrendoktors; ihr hervorragender Nationalökonom F. A. Crome gehörte zu den politischen Beratern Großherzog Ludwigs X., der Jurist K. v. Grolmann wurde Staatsminister und geistiger Vater der hessischen Verfassung von 1820. Um so heftiger war der Gegenstoß nach 1815, der christliche, deutsche, leidenschaftliche Idealismus der Urburschenschaft flammte auf, demokratische Ideen faßten im Großherzogtum, das selbst ein Gebilde der revolutionären Bewegung war, leicht Fuß, und die Follen und Büchner, R. Fendt, A. Becker, W. Sartorius und H. Dernburg, Studenten im Verein mit Gießener Handwerkersöhnen spielten ernsthaft mit revolutionärem Feuerzeug. Studenten keilten das Militär aus Gießen hinaus (1821—1867), sie waren am Sturm auf die Frankfurter Hauptwache 1833, und natürlich an den Unruhen von 1830 und 1848 beteiligt. Von den Professoren allerdings war nicht einmal C. Vogt ein radikaler Republikaner, und dem Marburger Linksdemokraten Br. Hildebrand zogen sie 1851 den politisch gemäßigten Fr. W. Stahl vor, den Bruder des berühmten Konservativen J. Stahl. Ihre geistige Haltung kennzeichnete der Theologe G. Baur richtig, wenn er 1842 an M. Carrière schrieb: Die Gießener Universität „ist von allen deutschen die freieste.“

Marburg war, wie ganz Kurhessen, zunächst glücklich über die Rückkehr des altangestammten Herrn, und immun gegen den Radikalismus. Erst viele und schwere Mißgriffe öffneten der demokratischen Kritik eine Bahn. Nur langsam, und nicht ohne Nachhilfe aus Gießen, faßte die Burschenschaft Fuß; 1847 verband sich hier das christliche Ideal der Urburschenschaft mit der Hessentreue zum Marburger Wingolf, der dann seinerseits den Gießener gründen half und in langem inneren Ringen (bis gegen 1885) bewies, wieviel schwerer dem im hessischen Boden und Staat verwurzelten Nordhessen nach 1866 der Verzicht auf seinen Staat wurde als dem Darmstädter Oberhessen das Aufgehen im Norddeutschen Bund und im Reich. Dabei überflügelte die Marburger Universität doch gerade seit 1866 die Gießener; im SS. 1870 zählte sie 418, Gießen aber nur 306 Immatrikulierte und besonders die Theologische Fakultät, als die älteste protestantische, begann Hörer von weither anzuziehen, während Gießen nach Liebigs Weggang mehr und mehr Landesuniversität wurde.

Natürlich hatte auch der Norden seine Liberalen, und Marburger Professoren spielten unter ihnen eine Hauptrolle. Doch waren ihre Wortführer keine Althessen, weder der Tiroler Silv. Jordan, der Schöpfer der hessischen Verfassung von 1831, noch der linksdemokratische Vertreter Marburgs im Frankfurter Parlament Br. Hildebrand aus Naumburg a. S., noch das Werkzeug der preußischen Einmischungspolitik Fr. Oetker aus der Grafschaft Schaumburg, noch der

preußenfreundliche Rheinländer H. v. Sybel, gemäßigter Liberaler im kurhessischen Landtag, auch nicht der einer nach Marburg zugewanderten Familie entstammende radikale Demokrat K. Th. Bayrhoffer, der nach 1848 in Wiskonsin sich niederließ. Die Opposition der Althessen entsprang nicht dem politischen Liberalismus. Die Offiziere, die 1851 geschlossen den Dienst des Herrn quittierten, folgten ihrem Eide, der sie an die Verfassung von 1831, nicht an den Kurfürsten band; A. Vilmar focht als Konservativer für seine religiöse Überzeugung; die Auflehnung W. Vilmars und der „renitenten“ Pfarrer gegen die geplante Einführung der rheinischen Synodalverfassung und die Oberleitung durch das preußische Kultusministerium entspringt nur der Hessestreue zur alten Kirchenverfassung der Heimat.

Andrerseits fehlten auch bei uns im Süden die Konservativen nicht. Nicht ohne Widerstreben wurde die Verfassung von 1820 unterzeichnet und gehalten. Aber so konservativ auch die Regierung du Thils war, die starre Richtung des Prinzen Emil wurde zurückgedämmt; die Schuld am Tode Weidigs trifft nicht den Minister, sondern den Untersuchungsrichter. Dalwigk — übrigens Sohn eines nordhessischen Vaters — ist weit mehr durch seine antipreußische als durch seine innerhessische Politik in Verruf gebracht worden. — Auch der Süden hatte seine „Renitenz“ der Pfarrer gegen die Landeskirchenleitung. Sie blieb aber meist Einzelschicksal; persönliche Frömmigkeit entzündete sich bisweilen schon während des Studiums an dem halbamtlichen Rationalismus der Gießener Fakultät und endete nach dem Bruch mit der amtlichen Kirchenorganisation im Dienst einer freien lutherischen Gemeinde, so bei K. Bingmann in Höchst a. N., oder — wie bei E. Lucius — in der Gründung des Erziehungsheims Echzell.

Im ganzen genommen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Marburg (und erst recht Kassel), trotz der schärferen Opposition gegen die Mißgriffe des Fürsten, konservativer war als Gießen; dementsprechend betrachtete sich der Kasseler als dem Marburger, der Marburger aber als dem Gießener als überlegen.

Die Freiheit, die Baur an der Gießener Universität rühmt, meinte aber nicht nur das politische, sondern hauptsächlich das wissenschaftliche Denken, im besonderen auch an seiner, der Theologischen Fakultät. Aus dem Rationalismus leitete sie zur historischen und kritischen Forschung über und konnte an diesem ihrem Prinzip festhalten, ohne daß es zum Streit über die Bedeutung des Symbolums gekommen wäre. Exakte Forschung wurde seit Liebig's Zeit die Gießener Losung; das Beispiel des Meisters und seine Erfolge übten eine tiefe Wirkung auch über die Grenzen seines Faches hinaus. Als Liebig von der anorganischen Chemie in die organische Welt, der große Biologe Th. Bischoff mit der naturwissenschaftlichen Methode auch in den Bereich des Lebendigen vordrang, öffneten beide, ohne es zu wollen, auch dem Materialismus C. Vogts und L. Büchners die

Türe. Diese haben ihre maßgebenden Werke nicht in Gießen geschrieben, aber sie sind getragen von der geistigen Unruhe des Denkens, die in Gießen herrschte und bestimmend wurde für die Geistesrichtung manches jungen Hessen-Darmstädters, der seinen Weg durch Gießen nahm (W. Liebknecht, geb. 1826 in Gießen). Auch nachdem die materialistische Welle verebbt war, blieb das Prinzip der exakten Forschung und der vollen geistigen Unabhängigkeit bestehen, und die Darmstädter Regierung war weitherzig genug, dies anzuerkennen.)

Es ist für uns heute interessant, daß Dalwigk, als er die Annäherung beider Hessen förderte, auch die Vereinigung der beiden Universitäten erwog. Nach der Annexion Kurhessens im Jahre 1866 aber, als in Preußen die sogenannten staaterhaltenden und nationalen Mächte sich vordrängten, hat Darmstadt, vor allem unter der Regierung des letzten Großherzogs Ernst Ludwig, die gemäßigte süd-hessische Demokratie und die freie akademische Selbstverwaltung bewußt weitergeführt. Sie hat damit den traditionellen Genius loci Gießens gewahrt, manche ausgezeichnete Gelehrten- und Lehrerpersönlichkeit für unsere Jugend gewonnen — wer in der großen Zeit vor dem ersten Weltkrieg hier studierte, wird nicht nach Beispielen fragen — zugleich aber auch der Universität ihre besondere Note und ihr eigenes Daseinsrecht erhalten.

Die politische und geistige Spannung, die zwischen den beiden Hohen Schulen nördlich und südlich des Riegels bestand, rechtfertigt beider Existenz in nur 30 km Abstand. Daß diese Spannung mit der Gründung Großhessens unmöglich wurde, ist der tiefste Grund für den schweren Verlust den Gießen erlitten hat. Indem aber unsere neue Justus Liebig-Hochschule die Erforschung von Natur und Leben im weiten und vollen Umfang des Wortes sich nun als ihr besonderes Arbeitsfeld absteckte, hat sie ihre Eigenart und ihr Lebensrecht gegenüber der Schwester in Marburg aufs neue gewonnen und zugleich ihre größte wissenschaftliche Tradition gerettet. Sie hat am „Riegel“ jene Polarität zwischen Nord und Süd, die nun einmal zum deutschen Wesen gehört, die es bereichert und der Gleichschaltung widerstrebt, uns in der Einheit Hessens aufs neue geschenkt.